



Verena Brachtel

«DER TEUFEL EXISTIERT NICHT AUSSERHALB VON UNS»

Interview mit Dr. theol. Eugen Drewermann

Am 12. Juli referierte Eugen Drewermann am Friedensfest des Vereins «Menschheitsfamilie» im Salzburger Land. Im Anschluss daran sprachen wir mit dem 85-jährigen Seelsorger und Friedensaktivisten über Demokratie, persönliche Verantwortung und Selbstfindung in Zeiten der Kriegstreiberei.

Verena Brachtel: Lieber Herr Dr. Drewermann, wir führen dieses Gespräch am idyllischen Attersee, während geopolitisch Bombenstimmung herrscht. 2000 Jahre nach Christus ist die Menschheitsfamilie moralisch so verwahrlost und gespalten wie nie zuvor. Die Amtskirchen haben versagt. Ist das Christentum gescheitert?

Dr. Eugen Drewermann: Wenn man das Christentum verwechselt mit dem Traditionsglauben, der kirchlicherseits als Institution einer grossen Gruppe von Menschen aufoktroziert wurde, war von Anfang an das Christentum kein Christentum, sondern eine Bewusstseinsangleichung, die schon deshalb zum Scheitern sich verurteilt, weil von der Botschaft Jesu nichts mehr übrig bleibt. Was Jesus wollte, war die Erlösung von dem Teufelskreis aus Angst und Gewalt, von dem Zustand der Gottesferne, in dem die Menschen sich selber nicht geliebt fühlen und darum kämpfen, irgendwas hervorzubringen, das ihnen Achtung und Anerkennung verleiht. Wie holt man ein gütiges Bild von Gott, vom Himmel auf die Erde, das den Menschen das Vertrauen gibt, selber berechtigt, gemeint, gewollt und geliebt zu sein, und zwar bedingungslos, ohne Vorleistung, egal was passiert, bereit zur Vergebung bei allem, was an Unglück und Tragödie sich ereignen mag.

Das alles ist in der Form, wie es von Jesus ermöglicht und in Auftrag gegeben wurde, im sogenannten christlichen Abendland nie Wirklichkeit geworden. Und das ist mein Anliegen: Als Priester, der ich einmal war, als Seelsorger, der ich nach wie vor sein möchte, mit dem Blick

auf Jesus, dies den Menschen zu vermitteln, als etwas, das sie unbedingt brauchen, um als Menschen zu leben.

1935 sagte der US-amerikanische Generalmajor Smedley Butler «Zur Hölle mit dem Krieg!». Glauben Sie an den Teufel, oder wie erklären Sie sich die therapieresistente Unfähigkeit der Menschen, Frieden zu lernen?

ED: Ich glaube, dass mit dem Teufel die Personifizierung von all dem, was sich eigentlich gegen den Willen der Menschen durchsetzen kann und Zerstörung bewirkt, in ein Bild gekleidet worden ist. Der Teufel existiert nicht ausserhalb von uns. Er hat Macht durch Kräfte, die in unserer Seele liegen. Das ist vor allem Angst, Minderwertigkeitsgefühl, Streben nach Geltung und nach Geld. In Verfolgung dieser Komponenten sind wir bereit und fähig, immer wieder über Leichen zu gehen. Und eines kommt mit hinzu: Kriege können nur geführt werden durch eine Menge von Leuten, die auf Befehl kommandoorientiert ausführen, was ihnen gesagt wird, denen man abgewöhnt hat, selber zu denken, auf sich selber zu hören, ihre eigenen Gefühle wahrzunehmen, die in völliger Abhängigkeit auch subjektiver Verantwortungslosigkeit meinen, dass es richtig ist, weil ein anderer Befehl ausgebender schon wissen muss, was richtig ist.

Es ist das Gegenteil von aller Religion. Wenn wir vom Teufel sprechen, haben wir einen religiösen Begriff für das Böse. Jetzt aber sehen wir, dass die Unpersönlichkeit selber Inhalt des Bösen ist. Wenn wir uns weigern, als persönliche Individuen mit eigener Verantwortung



zu riskieren, der Stimme Gottes im eigenen Gewissen zu folgen, dann sind wir als Unpersonen das, was sich in der Gestalt des Teufels personifiziert hat.

Die Demokratie in ihrer jetzigen Form und die Gewaltenteilung funktionieren nicht mehr. Würden Sie zustimmen, dass Neutralität, nationale Souveränität, Volksabstimmungen und die Ersetzung des Parteiensystems durch Direktwahl die Zutaten sind für eine realistische Reformierung des korruptierten Systems?

ED: Neutralität wäre eine wichtige Forderung, um Frieden zu wahren. Den Ukraine-Krieg beispielsweise erleben wir, weil das Verlangen Russlands nach Neutralität militärpolitisch in der Ukraine von der NATO simpel abgelehnt wurde. Die Ukraine *soll* militarisiert werden. Hier in Österreich haben wir nach 1945 gesehen, dass Russland sang- und klanglos abzog, als Österreich nicht Teil der NATO wurde. Das hätte auch in der Ukraine funktionieren können, darf es aber nicht, weil wir im Westen Russland in die Enge treiben müssen, danach China in die Enge treiben müssen, weil wir Krieg brauchen zum Machtgewinn.

Das Paradoxe ist, dass wir in dem Sinne keine Demokratie haben. Wir haben die Medien als dritte wirkliche Macht, in Abhängigkeit von der Politik und von den Geldgebern, Banken, Unternehmen in ihrem Hintergrund. Eine Plutokratie haben wir, keine Demokratie. Was uns beherrscht, ist das Geld. Und so bauen wir gerade im Moment eine wahnsinnige Rüstungsindustrie

auf, glauben dadurch sogar Arbeitsplätze schaffen zu können. Mit Verlaub, das hatte Adolf Hitler 1933 schon getan, genau das gleiche Programm mit dem nämlichen Erfolg: Millionen von Toten. Wann hört der Irrsinn mal auf, man müsse über Leichen gehen, damit man an Geld gelangt? Aber das System, das wir heute Demokratie nennen, erlaubt uns solche Attitüden. Paradoxerweise ist es oft genug das Militär, das weiss, was Krieg bedeutet und Sorge trägt, diesen zu vermeiden, während die Politiker meinen, sie könnten nach Belieben das Militär ranlassen, um zu kalkulieren, wie viele Hunderttausend Tote man sich leisten kann, wenn am Ende ein Sieg zu erwarten steht.

**«DER TEUFEL EXISTIERT NICHT
AUSSERHALB VON UNS.
ER HAT MACHT DURCH KRÄFTE, DIE IN
UNSERER SEELE LIEGEN.»**

Dieses gesamte Denken ist so unmenschlich, dass wir mit allem Widerspruch darauf antworten müssten, als Demokraten schon gar. Zur Demokratie gehört, dass wir uns wechselseitig als Menschen begreifen, die gleich-

berechtigt sind. Also kann niemand sich aufgefordert fühlen, der Mörder seines Bruders zu sein. Wir sind Geschwister, sagt das Neue Testament. Nicht Scharfrichter übereinander mit moralischem Anspruch, den wir für uns geltend machen. Auch «Wir sind die Richtigen und ihr die Falschen» ist keine Demokratie. Demokratie ist die Bereitschaft, sich über Grenzen hinweg zu versöhnen durch Verständigung.

Sie betonen immer wieder, dass das Böse nur durch Güte überwunden werden kann. Wie kann der Einzelne in diesen Zeiten der Permakrise, in der Politiker und Profiteure der Rüstungsindustrie immer weiter an der Eskalationsspirale drehen, seinen Wertekompass ausrichten, in liebevolle Kraft kommen und inneren Frieden finden?

ED: Es ist nicht so schwer, wie es in der Frage zu klingen scheint. Sie sehen auf der Strasse einen streunenden Hund, der Sie anschaut, und Sie bekommen Mitleid mit ihm. Er schaut Sie an, und schon das Spiel zwischen den Augen kann den Hund dahin bestimmen, Ihnen zu folgen. So viele sind an ihm vorbeigelaufen, Sie aber nicht. Also folgt er Ihnen in der Hoffnung, die Frau oder der Mann werde für ihn einen Platz haben. Ich habe nie einen gehabt, ich weiss gar nicht, was das bedeutet, aber der Mensch leidet mit dem Hund, und das macht diesem Hoffnung, bei ihm Unterschlupf und Versorgung finden zu können, aus der Einsamkeit und Heimatlosigkeit herausgeholt zu werden.

**«ZUR DEMOKRATIE GEHÖRT,
DASS WIR UNS WECHSELSEITIG ALS
MENSCHEN BEGREIFEN, DIE
GLEICHBERECHTIGT SIND.»**

So etwas können wir schon in Bezug zu Tieren in uns selbst empfinden, wie auch bei Menschen, von denen wir ahnen und wissen: bei einer kleinen Drehung des Schicksals könnten wir genau da sitzen, wo der andere sich befindet. Auf der Kante des Bürgersteigs am Strassenrand, mit einer offenen Hand, in der Beschämung, Betteln zu müssen für das, wovon er leben möchte, aber niemals leben kann. Die an ihm vorbeigehen, werden sagen: «Es ist seine Schuld, der war faul, er hat keinen Beruf gelernt, er ist ein Schmarotzer der Gesellschaft – ich habe Wichtigeres zu tun, als jedem Almosen zu geben und seine Arbeitsverweigerung noch zu unterstüt-

zen.» Inzwischen haben wir Gesetze, die genau in diese Richtung gehen in Deutschland, von einer christlich sich nennenden demokratischen Partei.

Wenn wir auch nur begreifen, dass die Heimatlosigkeit, die Hilflosigkeit, die Einsamkeit, die Verlassenheit des anderen eins zu eins unsere eigene sein könnte, entsteht eine Beziehung, die stellvertretend für uns selber bereit ist, dem anderen zu helfen und zu erfüllen, was im Neuen Testament so ausgedrückt wird: «Liebe deinen Nächsten wie dich selber.» Es kommt zu einer vollkommenen Identität der Empfindung und Verantwortung. Dazu ist jeder fähig, wenn er sich nicht von fremden Zielsetzungen unter Druck gesetzt fühlt. Er muss aber Geld verdienen, er muss seine Miete bezahlen, die liegt viel zu hoch, er hat Kosten mit der Abrechnung von Strom und Heizung, er hat eine Frau, die gerade krank ist, er hat Kinder, die ihr Schulgeld nicht bezahlen können und so weiter. Dann drehen wir uns im Kreise, für nichts haben wir Geld, weil wir wahnsinnige Summen fürs Militär haben. Und dann ist die Rechnung ganz einfach: Man kann nirgendwo besser Geld verdienen, als mit Krankheit und mit Krieg. In der Rüstung verdienen die Konzerne Geld, beim Krieg verdienen sie noch mehr Geld, weil immer neue Waffen produziert werden müssen. Am Kriegsende verdienen sie am Aufbau der Zerstörungen, die sie angerichtet haben und schon wieder in der Vorbereitung des nächsten Krieges mit noch mehr und noch besseren Waffen. Das ist ein Teufelskreis, der für bestimmte Industriezweige endlos so weitergehen soll und muss. Das ist Kapitalismus.

Bei der Krankheit ist das ähnlich. Wenn man Menschen Glauben macht, sie können nur gegen den Tod ankämpfen, indem sie alle möglichen Krankheiten mit dem Stand der heutigen Medizin in Schach halten. So kann man auch mit der Angst vor dem Tod, vor dem Altwerden, vor der Möglichkeit der Ansteckung, wie wir in der Corona-Krise gesehen haben, endlose Summen einstreichen. Auch da ist Angstfreiheit, Individualität, Übereinstimmung mit sich selber der beste Weg, darüber hinaus zu reifen, Liebe zu lernen, selbst zu sein, zueinander zu finden.

Sie sind jetzt 85 Jahre alt. 1992, im Alter von 52 Jahren, wurden Sie von der katholischen Kirche vom Priesteramt suspendiert. Diese Entwurzelung von ihrer Berufung muss sehr schmerzhaft gewesen sein. Wie haben Sie sich damals ihren Selbstwert bewahrt? Woher haben Sie die Kraft genommen, sich eine neue, erfüllte Existenz aufzubauen?

ED: Für mich war das keine neue Existenz, ich bin geblieben, was ich war. Ich wollte nicht ein Kirchenamt bekleiden, ich wollte Seelsorger sein. Für die Menschen, die verloren sind, die Hilfe brauchen, von denen Jesus



gesagt hat: «Geht in die Dörfer Galileas, heilt ihre Kranken und sagt, wie nah Gott ihnen ist.» Das wollte ich tun. Ich wollte, dass Religion im Sinne Jesu eine Form von Therapie wird. Dann muss man aber die Bibel neu lesen lernen, die Moraltheologie ändern, die dogmatische Sprache ändern. Das hatte ich in der Einleitung meiner drei Bände zur Promotion und Habilitation geschrieben. Das ist eine trojanische Troika. Alle theologischen Hauptfächer wird man ändern müssen, um zu beantworten, was Menschen böse sein lässt. In ihrer Gottverlorenheit und Fremde, in ihrer Angst, die keinen Grund mehr unter den Füßen spürt. Wie hilft man den Menschen, die in Schwindel vom Turm herabzustürzen drohen und nicht zu leben wissen? Ich wollte damit natürlich der Kirche bei ihrer Verkündigung helfen, vornehmlich aber den Menschen, die nach Gott suchen und von der Kirche abgehalten werden, indem man ihnen wörtlich vorschreibt, was sie nachsagen sollen, damit man sie als Gläubige identifizieren kann, in der richtigen Konfession, als richtige Kirchensteuer-Mitgliedszahler.

Man hat das, was eine Hilfe sein sollte für die Menschen und dann auch für die Kircheninstitution, als Angriff auf die Kirche verstanden, weil es die Menschen freimacht. Ich wollte nie Professor werden an einer Universität. Ich wollte als Privatdozent die Gänge aufmischen und die Theologie selber ändern zugunsten der Menschen. Von all dem hatte ich nie was zu bereuen. Als mein Bischof mich auf Weisung von Kardinal Ratzinger, dem späteren Benedikt XIV., verurteilte, konnte ich nur sagen, dass der Bischof und ich menschlich überhaupt kein Problem hatten. Wir haben jahrelang am gleichen Tisch gegessen im Konvikt. Die Kirche erreicht als Institution viele Menschen, die ich nie erreichen würde, das Umgekehrte kann aber auch stimmen – also warum können wir nicht zusammenarbeiten? Es hiess: «Sie sind so sonderbar.» Ich sagte: «Das mag ja sein, nur, mit der Verurteilung werden Sie mir nichts wegnehmen. Ich

brauche die Kirche nicht als Arbeitgeber. Ich werde so weitermachen, wie ich es gemacht habe. Ich versuche, die Botschaft Jesu den Menschen schriftlich und mündlich so zu bringen, dass es sie tröstet, stärkt und ihnen Glauben bringt. Daran werden Sie mich nicht hindern, ob Sie wollen oder nicht. Und mir tun die Menschen leid, die durch meine Verurteilung von der Kirche weiter entfremdet würden. Aber das ist Ihre Entscheidung, die kann ich Ihnen nicht abnehmen.»

Ich habe bei keiner Zeile in meinen fast 100 Büchern darüber nachgedacht, was die Kirche davon denkt – die haben Berater genug. Aber ich denke sehr an die Menschen, die genau dieses Wort an dieser Stelle brauchen.

Wenn wir in die Stille gehen und unsere Seele reift, dann können wir ja auch die Spiritualität zurückgewinnen als Energiequelle ohne die Kirche.

ED: Es geht darum, dass Menschen sich selber finden. Dazu brauchen sie nicht eine Institution, aber sie brauchen andere Menschen, die mit ihrem Vertrauen, ihrer Geduld, ihrer Verstehensbereitschaft, ihrer Güte versuchen, all die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die seit Kindertagen in der Seele vieler aufgebaut wurden und sie bis jetzt hindern, zu sich selber zu kommen. Die mechanisierten Selbstverurteilungen aus dem Munde des Vaters, der Lehrer, des Chefs in der Firma, des Kasernenhof-Sergeants – wie kann man von all dem frei werden, ausser man arbeitet es nochmal durch? Dafür braucht man eine andere Person, die unbedingt zu einem hält. Viele lernen das in der Beziehung von Mann und Frau, in der Liebe. Aber auch die liebste Frau der Welt, der beste Mann auf Erden, kann den anderen nicht so bedingungslos lieben, wie es nötig wäre, ihn über all seine inneren Konflikte hinwegzuheben. Deshalb gibt er mit seiner Zuwendung eigentlich nur ein Beispiel, wie man das Fenster öffnet, um die Sonne hereinscheinen zu lassen. Alle Liebe unter Menschen ist der Hinweis

auf die absolute Güte, die wir Gott selber nennen. Und durch Liebe das Vertrauen zu begründen, ist eigentlich der Kern von allem.

**«ALLE LIEBE UNTER MENSCHEN
IST DER HINWEIS AUF DIE
ABSOLUTE GÜTE, DIE WIR GOTT
SELBER NENNEN.»**

Das ist auch, was Sie jetzt Spiritualität nennen, was oft geschieht in Einsamkeit – gar keine Frage. Eine Partnerschaft basiert auf Selbstfindung, die in Einsamkeit, in gewissem Sinne in Isolation, zur Identität geführt hat. Wenn man einigermassen weiss, wer man selber ist, kann man den anderen in seiner Andersartigkeit gelten lassen, bewundern, als Ergänzung nehmen, in die Arme schliessen und als Teil des eigenen Lebens empfinden.

Die absolute Güte von Gott dient uns dann auch als Motivation, Angst, Wut, Hass, Schmerz «überleben» zu können. Dieser Begriff «Überleben» ist eine grosse Herausforderung für einen normalen Menschen.

ED: Nicht, wenn er begreift, dass er genau das für sich selber braucht, wenn es ihm nur einigermassen so geht wie dem anderen. Wir sind alles gebrechliche Menschen, wir werden schuldig. Jeden Tag, wenn wir abends zusammensitzen und überdenken, wie die letzten 14 Stunden verlaufen sind, werden wir Dutzende von Beispielen aufsteigen sehen, wo wir Grund hätten, uns zu schämen, zu bereuen, wie wir uns verhalten haben, wo wir etwas besser hätten machen können, besser machen müssen, und wir werden am Ende des Tages Gott um Vergebung bitten. Das brauchen wir unbedingt aufgrund unserer Fehlbarkeit, ohne das könnten wir mit uns selber gar nicht umgehen.

Da hat Martin Luther recht. Als sein Freund Philipp Melanchthon ihm in Angst schrieb: «Was machen wir mit der Reformation? Es stiftet so viel Unruhe!», antwortete Luther: «Philipp, sündige tapfer!» Er meinte damit: Wir kommen nur durch die Nacht in den morgigen Tag, wenn wir im Voraus schon darauf vertrauen, dass uns Gott auch das, was wir morgen tun werden, vergeben kann und wird. Wir können überhaupt nur in die Zukunft durchhalten mit dem Vertrauen, dass alles, was sein wird, uns von Gott unbedingt vergeben wer-

den wird. Die Vergangenheit und die Zukunft lässt uns leben in der Gegenwart, im Vertrauen, dass Gott uns vergibt, im Wissen, dass wir nur Staub sind – unsere Fehlbarkeit, unsere Kontingenz, unsere Schwäche, unsere Beengtheiten. Deswegen brauchen wir Gott als den Unendlichen, damit wir im Endlichen mit uns selber klarkommen.

Der zweite Teil des Interviews erscheint in der 21. Ausgabe im Oktober 2025.



Eugen Drewermann ist studierter Philosoph, Psychoanalytiker und von der römisch-katholischen Kirche geschasster Priester. Seit Jahrzehnten ist er in der Friedensbewegung und im Tierschutz aktiv. Bis heute arbeitet er als Seelsorger und Psychotherapeut. Für sein einflussreiches Werk als Schriftsteller und Redner für den Glauben, den Frieden und die Versöhnung hat er zahlreiche Auszeichnungen erhalten.

Verena Brachtel ist ehemalige Pilotin. Sie setzt sich als Netzwerkerin, Organisatorin und Moderatorin für Freiheit, Wahrheit und Frieden ein.